

Widerstand und Allianzen

Erinnerungen einer Zeitzeugin an die Entstehung der Initiative Minderheiten

Geschichtsschreibung unterliegt immer unterschiedlichen Narrativen, die von vielfältigen Faktoren geprägt werden, sehr oft auch von der Einflussnahme der politisch Mächtigen. Der folgende Text stellt ein sehr persönliches Narrativ dar: meine Sicht auf die Entstehung der **Initiative Minderheiten** vor dem Hintergrund meiner sehr persönlichen Erfahrungen – eine „Geschichte von unten“.

Geboren 1956 als Tochter einer alleinerziehenden Apothekerin in einer kleinen Ortschaft in Niederösterreich begann meine bewusste Erfahrung struktureller Diskriminierung im Jahr 1978 durch meine Heirat mit Herman Hemetek, einem „Tschuschen“, wie damals Zugewanderte aus dem ehemaligen Jugoslawien pejorativ bezeichnet wurden. Diese Gruppe von Menschen waren die sogenannten „Gastarbeiter“, seit den 1960er Jahren angeworbene Arbeitskräfte.^[1] Sie waren „fremd“ und dadurch „gefährlich“, meist männlich, mit schlechten Deutschkenntnissen und einer Unterschicht zugehörig – so das Bild, das man in bürgerlich-ländlichen Kreisen in Österreich von ihnen hatte. Demzufolge reagierte mein gesamtes soziales Umfeld – ausgenommen mein persönlicher Freundeskreis – negativ auf meinen Partner – einschließlich meiner Mutter. Ausgrenzung, Klassismus, Xenophobie, aber auch struktureller Rassismus – all das erlebte ich plötzlich am eigenen Leib.

Meine erste, bis heute fortbestehende Widerstandsstrategie im Umgang mit der Diskriminierung bestimmter Personengruppen in der Gesellschaft entwickelte sich aus meinem Beruf als Ethnomusikologin: die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit den kulturellen und musikalischen Ausdrucksformen eben jener marginalisierten Gruppen, um Vorurteile durch Wissen zu ersetzen.

Herman Hemetek war Jugoslawe aus Kroatien, und ich suchte ein Dissertationsthema im Fach Musikwissenschaft. Die Annäherung an die Herkunftskultur meines Partners mit den Mitteln meiner Forschung war mir wichtig, daher wählte ich als Dissertationsthema die Musik der burgenländischen KroatInnen, einer österreichischen Minderheit bzw. Volksgruppe.^[2] Dabei lernte ich viel; mir eröffnete sich eine neue Welt, nicht nur kulturell, sondern auch politisch.

Forschung mit politischer Agenda

Die Minderheit der burgenländischen KroatInnen erfuhr zu dieser Zeit auf verschiedenen Ebenen Diskriminierung. Die im Artikel VII des Staatsvertrages zugesicherten Rechte waren nur teilweise umgesetzt. 1984 war das Jahr, in dem Marijana Grandits versuchte, Kroatisch als Amtssprache im Burgenland durchzusetzen. Anlass war ihre Hochzeit in Stinatz: Der kroatische Bürgermeister der Gemeinde verweigerte eine standesamtliche Trauung in kroatischer Sprache. Diese Hochzeit war Teil meiner ethnomusikologischen Feldforschung. Dabei lernte ich die Volksgruppenszene kennen, insbesondere das Kroatische Zentrum in der Schwindgasse in Wien sowie deren politische Aktivitäten und Strategien des Widerstands.

^[1] Siehe die virtuelle Ausstellung der Initiative Minderheiten auf www.gastarbajteri.at.

^[2] Ursula Hemetek: Hochzeitslieder aus Stinatz. Zum Liedgut einer kroatischen Gemeinde des Burgenlandes, phil. Diss. 1997.

Ursula Hemetek,
1991 | Foto: privat



Ceija Stojka, 2010 |
Foto: Andrea Härle



Ursula Hemetek mit
Herman Hemetek,
Hrvatski Centar,
2006 |
Foto: Peter Tyrán

Ab 1987 arbeitete ich am Institut für Volksmusikforschung der Hochschule für Musik und darstellende Kunst.^[3] Dort wurde mir ermöglicht, über Drittmittelforschung Minderheitenprojekte einzubringen – ein neues Thema an einem Institut, das sich bis dahin vorwiegend mit österreichischer und europäischer Volksmusik beschäftigte.

So begann 1989 meine Forschung zu Musik der Roma in Österreich, zunächst wissenschaftlich, aber sehr bald auch mit politischer Agenda. Was sich mir durch das Kennenlernen einzelner Roma und Romnja eröffnete, war eine für mich neue Dimension von Diskriminierungsmechanismen. Was an tradierten

Vorurteilen, an Ablehnung und Ausgrenzung existierte, war schier unglaublich – man konnte meinen, die Nazi-Diktion zu hören: „Sie sind kriminell, sie stehlen, sind arbeits-scheu, sie sind Fahrende – aber die Musik liegt ihnen im Blut.“ Diesen Vorurteilen begegnete ich quer durch alle Gesellschaftsschichten. Auch die politischen Rahmenbedingungen trugen dazu bei: Die Konzentrationslager Lackenbach und Wals, in denen vorwiegend Roma und Romnja ermordet worden waren, waren nicht als KZs anerkannt, die Verfolgungsgeschichte wurde nur zögerlich aufgearbeitet. Am Arbeitsamt im Burgenland existierte die Kategorie „Zigeuner“ als Zusatz zum Namen, was faktisch Unver-

mittelbarkeit bedeutete. In der Öffentlichkeit existierten nur wenige fundierte Informationen über Roma und Romnja, sie „lebten im Verborgenen“, und das aus gutem Grund. Aber man kann sich wehren.

Der Impuls für ein Minderheitenjahr

Meine Forschung begann mit Ceija Stojka, die als erste Romnja aus der „Verborgenen“ herausgetreten war und ihre KZ-Erfahrungen in dem Buch: *Wir leben im Verborgenen – Erinnerungen einer Rom-Zigeunerin*^[4] veröffentlichte. Damit stand Ceija Stojka am Beginn einer Romabewegung in Österreich, die 1989 in der Gründung des ersten Roma-Vereines in Oberwart eine rechtliche Grundlage fand.^[5] Eines der politischen Ziele war die Anerkennung als Volksgruppe. Ich kooperierte von Anfang an mit diesem Verein, wurde

^[3] Heute: Institut für Volksmusikforschung und Ethnomusikologie an der Universität für Musik und darstellende Kunst.

^[4] Ceija Stojka: *Wir leben im Verborgenen. Erinnerungen einer Rom-Zigeunerin*, Wien 1988.

^[5] Siehe www.romane-thana.at/kapitel-20.php

^[6] <https://musicandminorities.org>

Mitbegründerin eines weiteren und versuchte, die politischen Ziele mit den Mitteln der ethnomusikologischen Forschung zu unterstützen – ein Ansatz, der heute als „applied“ oder „engaged ethnomusicology“ bekannt ist, damals im Fach jedoch noch keine eigene Bezeichnung hatte.

Zu dieser Zeit lernte ich Michael Örtl, einen Physiker aus Innsbruck, kennen. Er wollte ein „Minderheitenjahr“ in Österreich offiziell ausrufen lassen. Sein Engagement war vor allem durch Erfahrungen in Kärnten geprägt, wo er die offene Anfeindung von Kärntner SlowenInnen miterlebt hatte. Ich fand die Idee faszinierend, auf diese Weise gegen Diskriminierung zu kämpfen. Es war notwendig, breite Unterstützung zu gewinnen, nur viele gemeinsam konnten ein solches Vorhaben umsetzen, und darüber mussten auch viele miteinander sprechen, vor allem die Betroffenen. So begannen die „Bisambergseminare“.

Inklusive Minderheitendefinition als Widerstand

Der Name erklärt sich daraus, dass unsere Zusammenkünfte in einem alten Jagdschloss am Bisamberg bei Wien stattfanden. Es fanden sich viele Interessierte ein und schnell wurde klar, dass es nicht nur um Volksgruppen gehen würde.

MigrantInnen (unter ihnen auch Herman Hemetek), Roma und Romnja, VertreterInnen der HOSI sowie Menschen mit Behinderung nahmen teil und wollten ein Minderheitenjahr mittragen. Wir gründeten gemeinsam einen Verein als notwendige organisatorische Basis – mit Statuten, Vorstandsmitgliedern und einem Vereinskonto. Die Adresse war zunächst ein Postfach und das Konto war leer. Doch mit vielen innovativen Ideen, viel ehrenamtlicher Arbeit und getragen von der gemeinsamen Begeisterung für die Sache begann das Pflänzchen zu wachsen. Damals – am Bisamberg – wurde die Grundlage für eine sehr weite und inklusive Minderheitendefinition geschaffen, die als gemeinsame Basis die unterschiedlichen Formen der Diskriminierungserfahrungen versteht. Das war zu dieser Zeit sowohl in politischen als auch wissenschaftlichen Diskussionen etwas völlig Neues und stieß auch auf massiven Widerstand – nicht nur von rechts. In der österreichischen Politik wurde der Begriff „Minderheit“ mit „Volksgruppe“ gleichgesetzt. Dass nun auch andere marginalisierte Gruppen darunter subsumiert werden sollten, die möglicherweise auch noch Rechte einfordern würden, war politisch nicht erwünscht.

Dieser Minderheitenbegriff war ein Akt des Widerstands an sich. Er

hat sich weiterentwickelt, politische Handlungsfelder eröffnet und – wie Hakan Gürses es nennt – die Bildung „minoritärer Allianzen“ sowie eine „minoritäre Perspektive“ auf unsere Gesellschaft ermöglicht. Ich bin überzeugt, dass genau dieser Ansatz und die daraus entstandenen politischen Handlungsfelder die Grundlage für die Erfolgsgeschichte der **Initiative Minderheiten** bilden.

Die Tragfähigkeit minoritärer Allianzen

Für mich eröffneten sich aus den Bisamberg-Diskussionen völlig neue Perspektiven auf mein wissenschaftliches Handeln: die Sensibilisierung für unterschiedliche Mechanismen der Diskriminierung sowie die Frage, wie sich ihnen begegnen lässt – stets in enger Zusammenarbeit mit den Betroffenen. Diese Diskurse haben sich im Fach auch auf internationaler Ebene niedergeschlagen. Die Minderheitenforschung in der Ethnomusikologie ist heute weltweit verankert und das MMRC (Music and Minorities Research Center) als weltweit einziges Forschungszentrum zu Musik und Minderheiten verwendet genau diesen Ansatz.^[6]

Die politischen Rahmenbedingungen in Österreich haben sich seither wesentlich verändert und die **Initiative Minderheiten** hat es verstanden, ihre Widerstandsstrategien den jeweiligen Gegebenheiten anzupassen. Minoritäre Allianzen erweisen sich – zumindest punktuell – als tragfähig, was in Zeiten besorgniserregender politischer Entwicklungen wichtiger denn je erscheint.

Ich bin allen Beteiligten zutiefst dankbar, dass ich von ihnen lernen durfte – unter anderem, wie Widerstand gelingt und wie Allianzen aufgebaut werden können. Bleiben wir wachsam!

Ursula Hemetek, Ethnomusikologin, Gründerin und Leiterin des MMRC, ist Mitbegründerin der Initiative Minderheiten und des Romano Centro.

Ursula Hemetek und Lotte Rieder, Kranzniederlegung vor dem Parlament anlässlich des Trauermarsches gegen die Verschärfung der Asyl- und Aufenthaltsgesetze, 1994
Foto: Mehmet Emir

